

MISEREOR
IHR HILFSWERK

Wir sind
Partner

Sträubinger Tagblatt
Landshuter Zeitung



Misereor-Hauptgeschäftsführer Josef Sayer besucht Krisenregion Marsabit in Kenia

„In guten Zeiten ist es hier grün“

Das Stiefkind Kenias hungert: Hunderttausende Menschen leiden unter der schwersten Dürre seit Jahren

Von Daniela Singhal

Schon immer wurde die Region Marsabit im Nordosten Kenias vernachlässigt – zu abgelegen, zu schwierig, zu unwichtig. Jetzt leiden hier wie im restlichen Ostafrika Hunderttausende unter der schwersten Dürre seit Jahren. Misereor-Geschäftsführer Josef Sayer hat jetzt die Region besucht, um den Menschen Unterstützung und seine Solidarität auszusprechen.

Es gibt nicht oft Handyempfang in Marsabit, diesem Niemandsland im Nordosten Kenias. Doch wenn, dann piepst und klingelt das Mobiltelefon von Joseph Miringichan ununterbrochen. „Sorry“, sagt er, „ich bin im Feld. Übermorgen kann man mich aber wieder im Büro erreichen.“ Selten war der Entwicklungskordinator der Diözese Marsabit so gefragt wie in den vergangenen Tagen, Wochen und Monaten. Der Grund dafür ist ebenso traurig wie banal: In manchen Gebieten Marsabits hat es seit drei Jahren nicht mehr richtig geregnet, nun hungern die Menschen. Eine Situation, die für Joseph nicht überraschend kam: „Diese Katastrophe war vorhersehbar. Vor allem die Regierung hätte die Menschen hier früher dabei unterstützen müssen, sich auf diese Dürre vorzubereiten.“

Dürre in Marsabit – hautnah erleben wir auf unserer Fahrt durch die Region bis kurz vor die äthiopische

MISEREOR
IHR HILFSWERK
Danke für Ihre Spende!

Pax-Bank Aachen
Kto-Nr. 10 10 10 · BLZ: 370 601 93
Stichwort: S 07032

Grenze, was das heißt. Wir fahren abwechselnd auf Schotter und Sand durch eine trockene, lebensfeindlich anmutende Landschaft. Sand, Stein, vertrocknete Bäume, verdorrte Büsche, immer wieder Tierkadaver am Straßenrand. Ein Schild weist auf einen Fluss, doch da ist nur noch sein trockenes Bett. „In guten Zeiten ist es hier grün?“ sagt Joseph.

Immer wieder stehen Menschen am Straßenrand, halten Kanister in die Höhe und bitten die Vorbeifahrenden um Wasser. An manchen Stellen haben sie mit Steinen und Geäst Barrieren gebaut, darauf hoffend, dass sich die Fahrer der langsamen Wagen erbarmen, ihnen Wasser zu geben. Die meisten, erklärt Joseph, seien sogenannte Pastoralisten – Nomaden und Halbnomaden unterschiedlicher Stämme, die überwiegend von der Viehhaltung leben. Ein Problem der Region sind die Konflikte zwischen den Stämmen um das knappe Weideland und Wasser. Die Dürre verschärft diese Situation. „Eigentlich sind die Menschen, die hier leben, Trockenheit gewöhnt“, sagt Joseph. „In der Vergangenheit kam sie alle fünf Jahre. Die Viehhalter hatten sich darauf eingestellt und sind frühzeitig mit ihren Tieren in fruchtbarere Gegenden gezogen. Aber jetzt fallen die Regenzeiten immer häufiger aus und wenn es regnet, dann regnet es sehr viel weniger.“ Schon seit Monaten seien die Menschen abhängig von Wasserlieferungen.

Warten auf Wasser in Wara

Am Fuße der Huri Hills in der Region Wara steht eine Gruppe Menschen. Mit ein paar Eseln und Ziegen warten sie auf eine Wasserlieferung. Überall stehen Kanister, die gefüllt werden wollen. Ihre Besitzer sind vom Stamm der Burana.

Der Älteste des Stammes erklärt Misereor-Geschäftsführer Josef Sayer, dass in dieser Region namens Wara 260 Familien, rund 1500 Menschen, leben. Ohne die Wasserlieferungen der Diözese und der Hilfsorganisationen hätten sie jetzt keine Überlebenschance. Das Wasser wird ihnen von großen sogenannten „Watertrucks“ gebracht. Von den bis zu 60 Kilometer entfernten Bohrlöchern bringen sie es zweimal in der Woche in die Region – das ist teuer! 13000 kenianische Schilling, rund 100 Euro, kostet ein voller Tanklasten – für die Menschen hier unerschwinglich. Und die Preise für Wasser steigen täglich. „Es regnet nicht mehr, unser Vieh stirbt und unsere Frauen und Kinder haben viel zu wenig zu essen“, berichten uns die Wartenden. „In unserer Not treiben wir unsere Tiere in die Nationalparks. Das ist verboten und manchmal schießen Parkwächter auf uns. Aber egal, wie gefährlich es ist: unser Vieh braucht Wasser. Wir müssen doch alles versuchen, damit unsere Tiere nicht sterben.“ Doch in diesen Zeiten der extremen Trockenheit schlägt dieser Versuch fehl. Joseph erklärt, dass die Kühe zuerst sterben, sie brauchen eigentlich alle zwei bis drei Tage Wasser. Ziegen sind resistenter und kommen bis zu fünf Tage ohne Wasser aus. Am widerstandsfähigsten seien die Kamele. Doch selbst die schaffen es nicht mehr – immer wieder liegen am Straßenrand Kamelkadaver. „Dass nun auch die Kamele sterben, ist ein wirklich schlechtes Zeichen“, meint Joseph düster. Nun melden sich auch die Frauen zu Wort: „Wir leiden am meisten unter der Dürre“, er

klärt Robe. „Wir sind es doch, die kilometerweit zu den Wasserstellen oder Watertrucks laufen und die vollen Kanister zurück in die Dörfer schleppen müssen.“ Selbst wer Esel oder Kamele besitzt, muss jetzt das Wasser selber tragen, da die Tiere mittlerweile zu schwach sind, um die Last auf sich zu nehmen. Da das Wasser so knapp ist, wird es vor allem als Trinkwasser für die Menschen gebraucht. „Manchmal, wenn alle getrunken haben, reicht das Wasser nicht mal mehr zum Kochen“, sagt Robe. Den Körper oder die Kleidung mit Wasser zu wa-



Bis zu 20 oder gar 30 Kilometer laufen diese Frauen, um Wasser für ihre Familien zu holen. Da die letzten Regenzeiten ausblieben, sind die meisten Wasserstellen der Region ausgetrocknet. (Fotos: Singhal/Misereor)

schen, daran sei in diesen Zeiten nicht zu denken. Die Not stinkt buchstäblich zum Himmel!

Nicht nur ein Lichtblick

Jedes dritte Kind unter fünf Jahren in Marsabit ist laut eines Berichts der kenianischen Regierung unterernährt. Seit Monaten verteilen Diözese und NGOs deshalb Aufbaunahrung, zum Beispiel an der Gesundheitsstation in Maikona, einer kleinen Gemeinde, zwei Stunden von Marsabit-Stadt entfernt. Alle zwei Wochen können sich die Frauen hier die überlebenswichtige Aufbaunahrung für ihre Kinder abholen. Die 28-jährige Rufo Umor stellt dem Misereor-Geschäftsführer ihre drei Kinder im Alter von neun, sieben und drei Jahren vor. Drei Stunden sind sie durch die Steinwüste nach Maikona gelaufen, um Nahrung für ihre Kinder zu holen. „Sie sind alle geschwächt, aber vor allem die Dreijährige ist viel zu dünn“, sagt die junge Frau, die ihr viertes Kind bald erwartet. Sie ist im siebten Monat schwanger, doch das fällt kaum auf, da Rufo wie die meisten Frauen hier sehr dünn ist. „Ich hoffe, dass das dem Baby nicht schaden wird.“ Sie bekommt Unimix, eine hochkalorische Aufbaunahrung auf

der Basis von Mais- und Sojamehl, angereichert mit Vitaminen und Mineralien. Extrem unterernährte Kinder bekommen „Plumpy Nut“, eine hochkalorische Erdnusspaste.

„Wir sind dankbar für jede Unterstützung bei der Nothilfe, aber wir brauchen vor allem nachhaltige Konzepte für die Zukunft“, wendet sich Peter Kihara, Bischof der Diözese Marsabit, bittend an Sayer. Als sich abzeichnete, dass die diesjährige Trockenheit mehr Menschen über einen längeren Zeitraum treffen würde, richtete er sich mit einem Appell an die Weltöffentlichkeit. „Wir hoffen, dass all die Hilfe, die uns nun angeboten wird, nicht nur ein kurzer Lichtblick bleibt.“

Entwicklungskordinator Joseph sieht das genauso. Auf unserer Reise durch Marsabit zeigt er uns Dämme, Untergrundtanks, Schachtbrunnen und Regenwassersammelbecken, die die Diözese, unterstützt von Misereor, zusammen mit den lokalen Gemeinschaften gebaut hat. „Wassermanagement ist das zentrale Thema in dieser Region. Wir brauchen noch mehr Systeme, die es den Menschen ermöglichen, den wenigen Regen, den wir hier haben, für die Trockenzeiten zu sammeln.“ Denn obwohl Marsabit als eine der trockensten Regionen des Landes gilt – 65 Prozent

der Flächen sind arid, 35 Prozent semi-arid – gab es Regen und Wasser und somit die Möglichkeit, in dieser Region zu überleben. Mit der Hilfe von Misereor will die Diözese nun weitere Dämme bauen, damit in der nächsten, hoffentlich kommenden Regenzeit mehr Wasser gesammelt werden kann. Die Nomaden sollen beim Bau helfen und dafür im Rahmen eines „Cash for Work“-Programmes bezahlt werden. Bei diesem Ansatz erhalten Menschen für geleistete Arbeit einen Tageslohn und oft auch eine warme Mahlzeit. Außerdem wollen Joseph und seine Kollegen den Viehaltern dabei helfen, sich besser auf die Dürren vorzubereiten. Die Diözese, erklärt Sayer, müsse den Bewohnern der Region erklären, wie sie sich auf das Unvermeidbare vorbereiten können: Vieh frühzeitig verkaufen, Saatgut lagern, Systeme zum Wassersammeln aufbauen.

Doch jetzt hofft Joseph erst einmal auf eins: „Wir brauchen dringend Regen, damit die Menschen Wasser haben und nicht länger auf fremde Hilfe angewiesen sind!“

Spenden für Afrika

Zur Linderung der Not in Ostafrika kann Misereor auf bewährte Partnerorganisationen in Kenia und Äthiopien setzen, mit denen das katholische Hilfswerk zumeist schon seit vielen Jahren zusammenarbeitet. Neben der Unterstützung langfristiger Projekte finanziert Misereor Maßnahmen der akuten Nothilfe. Zusätzlich erhalten mit Mitteln von Misereor auch Menschen in Zentral- und Südsomalia Nahrungsmittel, Wasser und Saatgut. Zu den Schwerpunkten der Entwicklungsarbeit in den betroffenen Regionen gehört die Sicherung von Ernährung und Wasserversorgung, Projekte für Gesundheitsschutz sowie Friedens- und Konfliktarbeit. Misereor hat bis jetzt Soforthilfen im Umfang von knapp 1,2 Millionen Euro in Kenia, Somalia und Äthiopien bewilligt. Spendenkonto: 10 10 10; Stichwort Ostafrika, Pax Bank Köln 37060193.



Josef Sayer sucht das Gespräch mit Nomaden im Norden Kenias. Ein von Misereor gefördertes Projekt der Diözese Marsabit unterstützt die Menschen dabei, Dämme zu bauen, um Regenwasser für Zeiten der Dürre zu sammeln.

Redaktion: Ute Wessels
u.wessels@straubinger-tagblatt.de